

PAPERS

JANE ANGERJÄRV, HELLA HERTZFELDT (HRSG.)

ZUR LINKEN GOTTES ODER DER GLAUBE AN DAS VERÄNDERBARE

**WARUM ICH STIPENDIATIN/STIPENDIAT BEI
DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG BIN**

Zur Linken Gottes oder der Glaube an das Veränderbare

Warum ich Stipendiatin / Stipendiat bei
der Rosa-Luxemburg-Stiftung bin

Inhalt

Vorwort	2
Als Christin und Sozialistin stehe ich immer wieder vor der Frage: Ist Kampf oder Dialog der richtige Weg? Daniela	3
Christ – und dann bei den Linken?! Christoph Krasemann	5
Von der Wirklichkeit zur Vision Anne Stickel	9
Zwischen den Welten Jonathan Böhm	17
Anders denken – anders handeln oder: Von der Notwendigkeit des Glaubens Katja Strobel	19
Zur RLS kam ich durch eine Fotoausstellung. Wie das? Moritz Darmstadt:	25
Wo ist mein Platz? Wo ist mein Herz? Jane Angerjäv	26
AutorInnenhinweise	28

Vorwort

Die Teilnahme der Rosa-Luxemburg-Stiftung an den Kirchentagen stellt mittlerweile schon eine Tradition dar. Erstmals in Frankfurt am Main 2001, ist die RLS nun schon zum 7. Mal dabei. Sie hat viele Facetten – beginnend mit einem Stand beim „Markt der Möglichkeiten“, weiterführend mit eigenen Veranstaltungen und vielfältigen weiteren Formen des Dialogs mit den BesucherInnen des Kirchentags.

Von Anfang an waren und sind StipendiatInnen der RLS in die Vorbereitung und Durchführung der Teilnahme der RLS am Kirchentag miteinbezogen. Und es kam schon vor, dass einige KirchentagsbesucherInnen erstaunt waren, als sie am Stand der RLS hörten, dass junge Menschen mit christlichem Engagement mit einem Stipendium der RLS studieren oder promovieren.

Wie passt christliches Engagement und linkes politisches Engagement zusammen? Was heißt es für eine Christin, einen Christen, Stipendiatin, Stipendiat der RLS zu sein? Diese und weitere Fragen werden den StipendiatInnen oft gestellt und sie stellen sich selbst diese Fragen.

In Vorbereitung des 33. Evangelischen Kirchentages in Dresden baten wir einige unserer StipendiatInnen und ehemaligen StipendiatInnen, auf diese Fragen zu antworten. Das Ergebnis ist die vorliegende Broschüre; sie vermittelt einen kleinen Einblick aus recht unterschiedlichen Perspektiven zur Beantwortung der gestellten Fragen (was sich nicht zuletzt auch im unterschiedlichen Sprachgebrauch festmacht). Sie soll einen Beitrag zum weltanschaulichen Dialog leisten und damit aufzeigen wie bedeutsam ein Zusammengehen bei der Lösung der gesellschaftlichen Probleme ist; dass dieses Zusammengehen nötig und möglich ist.

Jane Angerjäv, Hella Hertzfeldt

Berlin, Mai 2011

Daniela

Als Christin und Sozialistin stehe ich immer wieder vor der Frage: Ist Kampf oder Dialog der richtige Weg?

Als Christinnen und Christen schauen wir auf das Kreuz Christi. Wir identifizieren uns mit diesem Kreuz. Doch was bedeutet es, dass Christus am Kreuz hängt? Es geht am Kreuz nicht um den leiblichen Tod. Das Kreuz verweist uns auf unsere toten Beziehungen - auf die gestörten und zerstörten zwischenmenschlichen Beziehungen und damit auf die gestörte Beziehung zu Gott. Christus ruft uns auf, das Leben zu gewinnen, wenn wir unsere toten zwischenmenschlichen Beziehungen zu neuem Leben erwecken. Für Christinnen und Christen soll das Leben neue Qualität bekommen.

Der Sozialismus lebt von der Hoffnung, dass die Ausbeutung und Unterdrückung zwischen Menschen, die Umweltzerstörung und der Krieg auf dieser Erde ein Ende nehmen. Im Sozialismus soll niemand mehr Hunger und Armut kennen, sollen Menschen sinnvollen Beschäftigungen nachgehen, die sie gerne tun oder einfach nur Spaß am Leben haben. Für Sozialistinnen und Sozialisten soll das Leben neue Qualität bekommen.

Das Schwierigste allerdings ist der Weg dorthin. Reicht es aus, der ungerechten Weltordnung nur als Zuschauerinnen und Zuschauer zuzusehen und fromme Gebete zu beten? Martin Luther gibt uns die Gewissheit, dass unser Leben gerechtfertigt ist. Aus dieser Gewissheit heraus ruft er uns aber auch zum Handeln auf – denn Christus starb nicht für sich selbst, sondern für Andere. Doch was heißt Handeln? Es heißt wachsam zu sein für die Wahrheit, denn all zu oft erfahren wir über den Zustand unserer Gesellschaft nur halbe Informationen oder Lügen. Die wahren Zusammenhänge zu kennen führt früher oder später dazu, sich einzumischen, die Stimme zu erheben und sich zu positionieren. Doch die Positionierung kann dazu führen, in Konflikte zu geraten. Hier stellt sich die Frage nach den Mitteln und Wegen, um die Konflikte auszutragen. „Seine Feinde zu lieben, bedeutet nicht, Konflikte zu umgehen, sondern nach gewaltfreien Wegen zu suchen, um Gegensätze auszutragen und zu überwinden.“ (aus den Leitsätzen des Bundes der religiösen Sozialistinnen und Sozialisten). Der Dialog sollte das erste und beste Mittel sein, d.h. die demokratische Einmischung, das gewaltfreie Streiten für mehr Gerechtigkeit.

Doch meistens werden Entscheidungen auf Ebenen gefällt, bei denen die Menschen vor Ort weder Einblick noch Mitspracherechte erhalten. Die Besitzenden und Regierenden sind oft gar nicht zu erreichen, um mit ihnen zu diskutieren. Denken wir nur an Entscheidungen der Europäischen Union, der G8-Staatschefs, der NATO oder der Welthandelsorganisation WTO. Hier schaffen sich die Herrschenden der Welt Strukturen, mit denen sie über die Köpfe der Weltbevölkerung

hinweg regieren und damit Strukturen, die gewalttätig sind, weil sie Nachteile für die Mehrheit der Menschen bringen oder unsere Existenzen vernichten. Mit diesen Strukturen sorgen die Herrschenden zum Beispiel dafür, dass der Sozialstaat in Europa abgebaut wird, dass öffentliches Gemeineigentum privatisiert wird, dass mit EU-Handelssubventionen die kleinbäuerliche Landwirtschaft ruiniert wird, dass Gentechnikkonzerne die Artenvielfalt zerstören, durch die die Ernährung der Menschheit gefährdet wird. Dass Wasser- und Energiekonzerne mit der Daseinsvorsorge spekulieren. Überall leiden Menschen unter prekären Beschäftigungs- und Lebensbedingungen, unter Arbeitslosigkeit, müssen vor Verelendung oder vor Krieg aus ihren Ländern flüchten.

Es gibt Situationen, in denen es nicht mehr möglich ist, sich auf dialogischem Wege Gehör zu verschaffen. Wenn sich einzelne Menschen oder Gruppen dann gegen die gewalttätigen Strukturen der Herrschenden mit ihren bescheidenen Mitteln zur Wehr setzen, ist ihr Widerstand legitim und sollte unsere Solidarität erfahren. „Gewalt kann nur ein letztes Mittel sein, wenn andere Wege versagen“ (aus den Leitsätzen des Bundes der religiösen Sozialistinnen und Sozialisten). Denn ein jedes Menschenkind hat das Recht auf ein Leben in Würde - unabhängig davon, ob es reiche oder arme Eltern hat, ob es in Europa oder in Afrika aufwächst.

Solange die Menschheit in den gewalttätigen Strukturen der kapitalistischen Weltordnung lebt, werden Versuche eines Anders-Lebens immer bedroht sein. Wir kommen nicht drum herum, die Konflikte auszutragen. Jesus von Nazareth hat unter der gewalttätigen römischen Besatzungsmacht Wege aufgezeigt, wie es anders zu leben möglich sein kann. Er akzeptierte die römischen Unterdrücker nicht, sondern verwies auf das Reich Gottes. Die Herrschaft Gottes bedeutete für ihn die Abschaffung jeglicher anderen politischen Macht und die Errichtung eines neuen Systems. Einige heutige Theologinnen und Theologen meinen, dass der Ausdruck „Reich Gottes“, den Jesus gebrauchte, sehr ähnlich dem heutigen Wort „Revolution“ ist. Der Begriff war genauso subversiv, so sehr, dass er ihm den Tod brachte.

Aber der Kreuzestod Christi hat danach 2000 Jahre überall auf der Erde Menschen inspiriert, seinem Weg zu folgen. Es ist der Weg zu einem Leben, das neue Qualität bekommt: ein gelingendes Leben in geheilten Beziehungen, für das Christinnen und Christen gleichermaßen kämpfen wie Sozialistinnen und Sozialisten.

Christoph Krasemann

Christ – und dann bei den Linken ?!

Warum ich Stipendiat bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung bin

Ich studiere zurzeit im fünften Semester evangelische Theologie und seit April 2010 erhalte ich ein Stipendium von der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Die meisten meiner Freunde haben sich für mich gefreut, als ich ihnen die gute Nachricht verkündete, aber es kamen auch Reaktionen wie die Frage im Titel meines Beitrages. Daher möchte ich kurz aufzeigen, warum ich mich gerade für eine Stiftung entschieden habe, die der Partei „Die Linke“ nahesteht und ein Ort kritischer Gesellschaftsanalyse ist.

Besonders zwei Punkte waren damals für mich ausschlaggebend um meine Bewerbung auch zur Rosa-Luxemburg-Stiftung zu schicken, nämlich die Themen Frieden und Völkerverständigung sowie soziale Gerechtigkeit und solidarisches Miteinander. Für diese Themen wird sich in der Stiftung besonders eingesetzt und es sind auch Themen die mir am Herzen liegen und im Konsens zu meinem christlichen Glauben stehen. Daher soll im Folgenden auch aufgezeigt werden, wo diese Themen im Glauben begegnen und womit diese begründet sind. Das heißt also anhand markanter Bibelstellen werde ich versuchen klar zu machen, dass sich linkes Engagement und christlicher Glaube nicht zwangsläufig ausschließen, sondern durchaus gemeinsame Interessen aufzeigen.

Frieden und Völkerverständigung

Wenn es heute um Frieden in der Welt geht, dann scheint für viele festzustehen, dass dieser nicht ohne den Einsatz von Gewalt zu erreichen ist. Eine Einstellung, die von der Rosa-Luxemburg-Stiftung hinterfragt wird und sich auch nicht mit dem christlichen Glauben vereinbaren lässt. Schon beim Propheten Micha im Alten Testament findet sich die Ankündigung Gottes von einem Friedensreich, das ohne Gewalt unter allen Völkern besteht. Hierzu heißt es in Mi 4,3: „Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.“¹ Ein starkes Bibelwort, welches einen Frieden ohne Einsatz von Gewalt deklariert.

Diese Botschaft von Frieden lehrt uns noch stärker Jesus im Neuen Testament, denn in seiner Verkündigung treten Verständigung und Liebe an die Stelle von Krieg und Gewalt. Obwohl seine Heimat von den Römern besetzt wurde rief er nicht zum gewaltsamen Umsturz auf, sondern lehrt auch diese Menschen als

¹ Nach der Übersetzung Martin Luthers, revidierte Fassung von 1984

seinen Nächsten anzuerkennen. Damit ist Jesus kein politischer Revolutionär gewesen, denn ihm ging es um die Verbreitung des Wort Gottes und nicht darum die bestehende Ordnung zu ändern, aber wenn wir die Gebote Jesu ernst nehmen, so haben sie für uns auch eine Bedeutung in Politik und Gesellschaft. Besonders deutlich wird dies, wenn Jesus über die Feindes- (Mt 5,43-48; Lk 6,27-35) und Nächstenliebe (Mt 22,34-40; Mk 12,28-31; Lk 10,25-28) spricht. Von der Feindesliebe sagt Jesus: „Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen“² (Mt 5, 44) und über die Nächstenliebe heißt es: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“³ (Mt 22,39). Dies sind zwei zentrale Gebote Jesu für unseren Glauben, die nicht nur im Kleinen Anwendung finden sollen, sondern in jeder Situation unseres Lebens beachtet werden sollten. Nur wer Feindes- und Nächstenliebe als Bestandteil seines christlichen Glaubens lebt, kann sich der Gewaltspirale entziehen und sich mit seinem Nächsten verständigen um so Lösungen zu finden und bleibende Veränderung zum Besseren hin zu schaffen. Jesus fordert uns also zur Zuwendung zum Nächsten auf, denn nur so kann ein dauerhafter Friede, der Pax Christi, entstehen.

Viele bezeichnen einen solchen Frieden, der ohne jeden Einsatz von Gewalt verwirklicht wird als reine Utopie, aber es gibt Ereignisse aus der Geschichte, die vom christlichen Glauben getragen wurden und beweisen, dass Veränderungen zu einem friedlicheren Miteinander möglich sind und von Dauer sein können – ganz ohne den Einsatz von Gewalt. Hierzu gehört die Bürgerrechtsbewegung unter Martin Luther King oder aber auch die Wende in der DDR. Es zeigt sich also, dass dauerhafter Friede nur erreicht werden kann, wenn man auf Verständigung setzt und dafür tritt auch die Rosa-Luxemburg-Stiftung mit ihrer Arbeit ein.

Soziale Gerechtigkeit und solidarisches Miteinander

In Deutschland gibt es zurzeit Gruppen, die ausgegrenzt und benachteiligt werden. Dabei werden immer wieder Diskussionen in der Öffentlichkeit angefangen, die dann jedoch meistens im Sand verlaufen. Häufig scheint es so, als ob man bewusst von diesen Probleme ablenke, damit sie nicht weiter im Fokus der Öffentlichkeit stehen. Hierzu gehört zum Beispiel der Streit um die Hartz-IV-Erhöhung, in welcher Hartz-IV-Empfänger und Niedriglohnarbeiter gegeneinander ausgespielt wurden um davon abzulenken, dass beide Gruppen nur schlecht mit dem, was sie bekommen, leben können. Die Würde des Menschen steht nicht mehr länger im Mittelpunkt der Streitigkeiten. Diesen Punkt der Armut in Deutschland werde ich auch als erstes in meiner Darstellung aufnehmen. Weitere Beispiele auf die ich eingehen möchte, sind die Ausgrenzung von Migranten sowie die Chancenungleichheit im Berufsleben für Frauen. Ich weiß, dass man noch mehr Problemfelder aufzeigen könnte und sich nicht nur auf die nationale Ebene beschränken muss, aber ich denke auch, dass ich mit diesen drei Beispielen

² Nach der Übersetzung Martin Luthers, revidierte Fassung von 1984

³ Nach der Übersetzung Martin Luthers, revidierte Fassung von 1984

len sehr gut aufzeigen kann, dass sich christlicher Glaube und die Arbeit der Rosa-Luxemburg-Stiftung sehr gut ergänzen.

Es ist nicht zu leugnen, dass in Deutschland die Schere zwischen arm und reich wächst ohne, dass etwas dagegen unternommen wird. Schon im Alten Testament werden solche Missstände beschrieben. So klagt der Prophet Amos (Am 1,6-8.4,1) im Auftrag Gottes den Umstand an, dass sich die Reichen auf Kosten der Armen ihren Wohlstand aufbauten und nichts gegen das Elend der einfachen Bevölkerung unternehmen. Der Prophet Amos berichtet uns aus der Zeit des achten Jahrhundert. v. Chr. und lebte im Nordreich Israel. In dieser Epoche regierte König Jerobeam II über das Land. Unter diesem Herrscher kam es zwar zu einer neuen Blütezeit des Landes, jedoch geschah dies auf Kosten der Bauern, die von der damaligen Oberschicht ausgenutzt wurden. Diese Ausbeutung wurde vom Propheten Amos kritisiert, daher wird in diesem Prophetenbuch auch das Gericht Gottes angedroht, welches nur abgewendet werden kann, wenn sich die Mensch für Gott entscheiden und aufhören Unrecht zu tun, was sowohl die religiöse als auch gesellschaftliche Ebene mit ein schloss. Nun wird natürlich damit argumentiert, dass es solche Extremen in unserer Zeit nicht mehr gibt, aber findet nicht auch heute Ausbeutung von Menschen statt, wenn Betriebe ihre Gewinne nicht an den einfachen Arbeiter weitergeben, sondern diese für sich selbst in den Führungsetagen behalten.

Nicht nur in der Hebräischen Bibel wird Reichtum auf Kosten anderer kritisiert, auch Jesus, welcher selbst unter einfachsten Verhältnissen aufwuchs, setzt sich für die Armen ein. Dies wird im Gleichnis vom Reichen Mann und armen Lazarus deutlich (Lk 16, 19-31), welches deutlich zur Sprache bringt, dass Gott es nicht gutheißt, wenn wir uns als Christen nicht für die Schwachen in unserer Gesellschaft einsetzen. Jesus fordert uns auch direkt auf solidarisch für die Schwächeren unserer Gesellschaft einzutreten wenn er in Hinblick auf das Weltgericht spricht: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“⁴ (Mt 25,40). Auch die Nächstenliebe, welche für Jesus das wichtigste Gebot ist, zeigt uns, dass wir solche Missstände, wie sie zurzeit vorherrschen, nicht akzeptieren sollten, sondern für den Nächsten da sein sollten. Daher sollte man nach meiner Meinung als Christ soziale Ungerechtigkeit nicht gutheißen.

Ein weiteres Problemfeld, auf welches ich eingehen möchte, sind Migranten in Deutschland. Eine Diskussion, die immer wieder in Deutschland entflammt, aber nie zu einer Lösung geführt wird. Auch bei diesem Problemfeld wäre man gut beraten sich an das Gebot der Nächstenliebe zu halten. Denn nur durch Verständigung und Beachtung der unterschiedlichen kulturellen Hintergründe kann man ein Zusammenleben schaffen, welches von gegenseitiger Annahme und Respekt zollt.

⁴ Nach der Übersetzung Martin Luthers, revidierte Fassung von 1984

Schon im Neuen Testament begegnen uns Menschen, die aufgrund ihrer Herkunft ausgegrenzt werden. Hierzu zählen insbesondere die Samaritaner, welche in der Provinz Samaria leben und von den Juden der Zeit Jesu dafür verachtet wurden, dass sie sich vom Jerusalemer Tempel abgespalteten und sich mit anderen Völkern vermischt hatten. Jesus nimmt entgegen aller Vorurteile Kontakt mit ihnen auf und reist durch ihr Land (Lk 17,11-19). Weiteres zeigt auch das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25-37), in welchem Jesus einen von der Gesellschaft aufgrund seiner Herkunft verachteten Samariter besser darstellt als diejenigen, die sich aufgrund ihrer Herkunft und ihres Glaubens über andere stellen. In dieser Geschichte zeigt sich auch wieder die Bedeutung der Nächstenliebe für das menschliche Zusammenleben, denn nur wer sich auf den Nächsten einlässt kann Lösungen finden und dauerhaft für ein besseres Miteinander sorgen.

Zuletzt möchte ich noch auf die Problematik zu sprechen kommen, dass Frauen im Beruf immer noch weniger Chancen haben als Männer. Erst vor kurzem wurde es abgelehnt eine Frauenquote einzuführen um sicher zu stellen, dass die Chancengleichheit Bestand haben kann. Auch hierzu kann uns die Bibel hilfreiche Beispiele geben, auch wenn man zugeben muss, dass man zu der Zeit, da die Schriften der Bibel entstanden, als Frau nahezu rechtlos und vom Mann abhängig war. Seither hat sich schon sehr viel getan, aber es gibt immer noch keine vollkommene Chancengleichheit zwischen Mann und Frau. Jesus kümmerte sich aber nicht um diesen Zustand und nahm auch Jüngerinnen in seinem Kreis auf, wie es uns in Lk 8,1-3 berichtet wird. Auch gab es in der frühen Kirche einige wichtige Frauen die gleichberechtigt zu den Männern Aufgaben übernahmen. So wird uns zum Beispiel im Römerbrief vom Apostel Paulus berichtet, dass es eine Diakonin Phöbe gab (Röm 16, 1-2) und weiterhin erfahren wir von Priska, welche zusammen mit ihrem Mann Aquila eine Hausgemeinde leitete (Röm 16,3-5) und meist vor ihrem Mann erwähnt wurde, was ungewöhnlich für die Zeit ist und darauf hinweisen könnte, dass sie wohl für die entscheidenden Dinge zuständig war. Auch erfahren wir, dass es eine Apostelin Junia (Röm 16, 7) gab, welche leider in vielen Bibelausgaben unter dem männlichen Namen Junias genannt wird - einem Namen der für die Antike bis heute nicht belegt ist.

Es hat sich also gezeigt, dass christlicher Glaube durchaus für Themen eintritt, die auch in der Rosa-Luxemburg-Stiftung beachtet werden und dort Teil der kritischen Gesellschaftsanalyse sind, welche hilft Lösungsansätze für die genannten Problemfelder zu finden. Dabei müssen sich, wie schon am Anfang gesagt, linkes Engagement und christlicher Glaube nicht gegenseitig ausschließen, sondern können sich durchaus gegenseitig ergänzen und aus dieser Verbindung können Lösungsstrategien erwachsen. Genau aus diesem Grund habe ich mich bewusst dafür entschieden eine Bewerbung bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung einzureichen – was ich bisher als Stipendiat der Stiftung nicht bereut habe.

Anne Stickel

Von der Wirklichkeit zur Vision

1 Ich war aufgewachsen im Wendland in Niedersachsen, an der östlichsten Grenze Westdeutschlands. Mit meinen Eltern und zwei Brüdern lebte ich in einem Pfarrhaus, lutherisch. Im Sommer malten wir bei Gemeindefesten den Asphalt vor unserer Haustür an, und unsere Körper mit Fingerfarbe, die wir freudig quiet-schend von uns wuschen, im Wasser, das zum Leid unserer Eltern und zu unserem Glück aus der überschwemmten Jeetzel bis an unsere Türschwelle gelangt war. Meine Patentante, eine Lehrerin, war schon damals eine Aktivistin im Widerstand gegen die Pläne für ein Atommülllager in der letzten Ecke des Wendlands, wenige Kilometer Luftlinie von „der Grenze“ entfernt; mein Zimmer war voll mit den Aufklebern ihrer Widerstandsbewegung. Mein Zimmerfenster, aus dem ersten Stock, war auf die Elbe gerichtet, auf der grün-weiße Zollboote schwammen, und hinter der ich mit dem Fernglas Schäferhunde beobachten konnte, die, statt Schafe zu hüten, mit Polizisten patrouillierten. Dahinter, sagte man mir, liegt ein „Todesstreifen“, und niemand könne da hin. Ich fand das seltsam. Neugierig war ich: denn deutsch, sagte man mir, spreche man da auch. Wie war es möglich, dass da drüben Deutsche lebten, und bei uns auch, aber treffen könne man sich nie? Gefährlich solle es sein? Aber Angst hatte ich nie. Das Grün um mich war zu schön, die Sommer so frei, die Frösche sangen, die Störche klapperten, der Himmel war blau und der Winter weiß, und wir konnten unendlich weit Schlittschuh laufen dort. Mein Kinderleben war einfach, schön, und ich davon überzeugt, dass alle Menschen gut wären, in ihrem Inneren, und dass wir uns immer verstehen würden.

2 Als die Grenze fiel, lag ich zwischen unendlich vielen Matratzen auf dem Boden hoch fiebernd in einem Ferienhaus. Mit dem Kirchenchor waren wir ein Wochenende losgefahren, um für das Weihnachtskonzert an den letzten Tönen zu feilen. Atemlos kamen Freundinnen von mir mitten aus ihrer Probe zu mir hoch gerannt: *die Mauer ist weg!!!* Ich wusste nicht, ob ich das glauben sollte, oder schon so stark halluzinierte, dass selbst das politische Leben Gegenstand meiner Phantasien geworden war. Aber die Sache stimmte. Ich war 14, hatte schon lange die Angst vor Grenzbeamten überwunden, seit es uns im Familienpassat gelungen war, bei Reisen in die damalige DDR westdeutsche Zeitungen und Nutella mit in unsere Partnergemeinde zu nehmen, hatte mit meiner russischen Brieffreundin in unseren gezeichneten Briefen (sie konnte kein deutsch/englisch und ich viel weniger russisch) gemalt, dass wir eine Welt ohne Atomkraft und mit viel Regenbogenfreude wollten, und in meinen Briefstapeln verwahrte ich sorgsam die Antwort aus dem Weißen Haus, die mir auf feinem sauberem Papier mit Siegel der Präsidentenberater vom damals Reagan geschickt hatte, der auch eine Tochter und in meinem Alter hatte und die wie ich – wie er aus meinem Brief

entnehmen konnte – für Frieden in der Welt war. Aus dem Kreml war keine Antwort gekommen. Aber das war jetzt egal: hier wurden Tatsachen geschaffen. Und die Welt veränderte sich ab dieser Nacht.

3 Wie im Flug ging die niedersächsische Schulzeit für mich zu Ende. Ich hatte beschlossen, dass ich mein Studium in Ostdeutschland machen würde. Zu jenem Zeitpunkt, 1994, kursierten in den westdeutschen Zeitungen Gruselgeschichten über die ostdeutschen Universitäten. „Untragbare Zustände“ sollten dort herrschen, in Bezug auf die Ausstattung sowieso – Kohleheizungen ... – und die Lehre, „ideologisch gefärbt“. Ich dachte, das guck´ ich mir selber an. Und bekam einen Studienplatz in Leipzig. Ich hätte nie etwas anderes haben wollen. Für Theologie, evangelische, mit KommilitonInnen aus dem damaligen Widerstand und einigen aus den konservativen Ecken. Als einziger „Wessi“ wurden mir im Griechisch-Unterricht die Ost-Witze immer einzeln erklärt, im Chor der Nikolaikirche die Montags-Demonstrationen nahegebracht, und in der Exegese wurde mir klar, was es bedeutete, „im Untergrund“ zu leben, mit dem eigenen Glauben. An eine gerechtere Welt. Und „wie ein Senfkorn“ zu sein, aber zu wissen, da kommt irgendwann der Baum. Und wer wächst, das bin ich.

4 Ich begann, mich politisch umzusehen. Das Theologie-Studium selbst reichte mir nicht, die politischen Dimensionen der „Wende“ ließen in meinem Studium wahrlich zu wünschen übrig. Kirche müsste auf die Welt hinausgreifen, Gerechtigkeit ist eine Angelegenheit ALLER Menschen. Ich trat in alle mir möglichen theologisch-studentischen Gremien ein, besuchte Vorlesungen zur Weltwirtschaft in den entsprechenden Fakultäten und suchte innerhalb der Theologie nach Positionen, die mich in meinem Fragen weiterführen konnten. Die lutherische Kirchen Deutschlands war mir zu kleinlich, was schon interne und nationale Positionen anging. „Politische“ Theologie trat auf: aber die wirklich originellen Argumente waren auch da kopiert – aus Brasilien, aus El Salvador, aus Lateinamerika. Aus der „Befreiungstheologie“. Und ich las. Und las, und las, und las. Da war Musik drin in diesen Worten. FARBE. Und Freude, und Fest. MENSCHEN. „Die europäischen Theologen haben eine Bibliothek hinter sich – hinter *uns* ist ein ganzes Volk“, sagte Carlos Mesters aus der brasilianischen Basisarbeit. Ich hatte genug gelesen und studiert – ich wollte DA HIN und IN PRAXIS lernen, was die Theorie mir definitiv nicht gab.

5 *Vila Campo Grande*, Sao Paulo Süd, Brasilien. Der Pastor, der mich in seiner Familie aufgenommen hatte, war selber Deutscher, und machte hier seine politischen Basiserfahrungen: die Gemeinde hatte sich von der deutschen Kirche abgekoppelt, weil sie politisch näher „an der Seite der Armen“ sein wollte. Seine Frau war Künstlerin. Sie ersetzte die traditionellen liturgischen Bilder durch Frauen, die Brot brachen, einen Jesus, der mit farbigen Menschen zusammensitzt, und statt weißer Friedenstauben ließ sie paradiesische Vögel in die Luft. Ich

war für Gemeindegarbeit zuständig, mit Jugendlichen und Frauen aus dem benachbarten Slum. An freien Wochenenden besuchte ich eine deutsche Freundin in der „Muttergemeinde“, der wirklich DEUTSCHEN Kirche der Stadt. Bereits nach dem ersten halben Jahr Gemeindepraxis verstand ich: gute Gemeindegarbeit ist überall wichtig. Aber GUT ist die nur, wenn die „Theorie“ dahinter gut ist. Gut hieß: klar über politisch-ökonomischen Kontext, in dem sich die Gemeinde befindet, die Stadt, das Land, die Welt. Ich konnte in Brasilien solche Gemeindegarbeit finden, die sich auf gut-deutsch-konservative Theologien stützte (sowohl auf lutherischer als auch katholischer Seite), und solche, die breiter arbeitete: weil es Theologien gab, die sich mit wirtschaftlichen Zusammenhängen befassten, und nicht nur sagten: *die Welt muss gerechter werden, und das Reich Gottes wird kommen und alles wird gut*. Sondern die sagten: *Wirtschaftstheorien selber arbeiten mit theologischen Thesen. Der Markt wird's richten, die unsichtbare Hand sorgt für Recht und wenn die ganze Welt kapitalistische Wirtschaft hat, DANN wird alles gut*. Wirtschaftstheorien funktionieren, weil sie ihre nebulösen Argumentationsfelder mit theologischen Versprechungen füllen. Die Befreiungstheologie sagte: es ist ein Betrug seitens der Theologie, Versprechungen für „später“ zu machen – das Leben ist jetzt und hier, in diesem Kontext, unter diesen Bedingungen. Und ebenso ist es ein Betrug seitens der Wirtschaft, auf unsichtbare Kräfte zu hoffen, um das Schicksal der Menschen zu regeln. Es geht um klare Gedanken, hier und jetzt, Prinzipien zu Gerechtigkeit in Mitbestimmung, Güterverteilung, zu Basisrechten und der Vision der Welt, in der wir schon jetzt leben.

6 Jung Mo Sung war koreanischer Theologe, an der Universidad Methodista im Süden von Sao Paulo. Der erste, der ein Buch zu Theologie & Wirtschaft vorgelegt und damit graduiert hatte. Und der mir sagte, nachdem es mir nach nächtelanger sturer Arbeit mit dem Lexikon in der Hand gelungen war, das brasilianische Exemplar zu studieren: *Du musst nach Costa Rica gehen und mit Franz Hinkelammert lernen. Der ist Deutscher – und Ihr versteht Euch bestimmt gut*. Und ich bekam noch ein Buch: „*La lucha de los Dioses*“. Der Kampf der Götter, Gott des Lebens versus geldgott des Kapitalismus. Und das studierte ich, und dann ging ich nach Costa Rica und lernte mit Franz Hinkelammert. Franz, Deutscher, lebte seit 30 Jahren in Lateinamerika. Als ausgebildeter Ökonom an der FU Berlin, war er nach Chile gegangen, um da in einer regierungsnahen Stiftung zu arbeiten. Als die Regierung zu Fall gebracht wurde, nahm Franz die Reden von Putschisten aus dem Radio auf und analysierte sie, suchte die Argumente, mit denen der Putsch gedeckt wurde. Sie waren theologisch. Gott war mit den Regierungsgegnern, deswegen musste die linkspopuläre Regierung weg. In den Tod oder ins Exil. Diese Erfahrung – wie schon seine Kindheit im Hitlerdeutschland - sensibilisierte Franz für die theologische Dimension der politischen Diskurse und allem, was unangreifbar legitimiert werden müsse. Mit dem Putsch in Chile kamen der Kapitalismus und der Neoliberalismus. Und die Wirtschaftsgerechtigkeit wurde für Franz auch ein theologisches Problem. Mit KollegInnen aus

Wirtschaft und Theologie fing er an, eine ganze Tradition von Vertröstung auf das Jenseits in Verflechtung mit politischer Praxis und Wirtschaftstheorien auszulegen, und im Exil in Costa Rica ein Institut zu gründen, dessen Grundpfeiler die Analyse von Theologie und Wirtschaft war. Das *Departamento Ecuménico de Investigaciones*, ein Ökumenisches Forschungsinstitut, für das Denken in Freiheit. Man formulierte mit der Befreiungstheologie: *Die Frage ist nicht, ob Gott existiert oder nicht*. Damit legimitiert man Situationen von Unrecht und Unterdrückung jeder Art: wenn Gott nicht existiert, dann ist es eben deshalb, dass die Menschen sich gegenseitig umbringen ... Es geht darum zu sagen: *Gott ist da, wo Gerechtigkeit ist. Gott offenbart sich, wo Menschen sich respektieren, achten, helfen*. Kurz gesagt: Gott ist Ergebnis menschlichen Handelns und Denkens, und der Gott, der uns interessiert, ist da, wo Leben geschaffen und gefördert wird.

7 In Deutschland hätte man mich für solche Thesen aus der theologischen Fakultät geschmissen. Noch hatte ich mein Studium zu beenden, und dafür wählte ich Berlin. Ich musste wieder Politik in meinen Alltag bringen, diesmal in einer radikaleren Version. Die Regierung war gerade umgezogen, ich bekam einen Job als Assistentin eines Abgeordneten, den ich nach einem Monat wieder hinlegte, weil der Abgeordnete in Seattle meiner Ansicht nach auf der falschen Seite gestanden hatte: drinnen von Security geschützt, und nicht draußen, mit den DemonstrantInnen im Dialog. Aber Berlin hatte noch andere und interessantere Seiten zu bieten: den Arbeitskreis Kirche und Ökonomie in Berlin West, und das Hendrik-Krämer-Haus mit seiner Anti-Mammon-Gruppe in Berlin-Ost. Da war die Theologie, wie ich sie in Costa Rica kennengelernt hatte. Und da begegnete ich einer älteren, resoluten Dame, die ausgebildete Theologin war, und reichlich Energie hatte, um im Rahmen breit gestreuter politischer Aktivitäten auch am Aufbau der Rosa-Luxemburg-Stiftung beteiligt zu sein und da rege Kontakte mit solchen Menschen zu pflegen, die interessante, „andere“, nach Freiheit strebende und radikale Thesen hatte. Sie kannte Franz, ich lernte sie kennen, sie sprühte von ihrer Arbeit, ihren Visionen, ihren Vorstellungen, politischen Zielen – und ich merkte, hier ist was stimmig, hier ist was intensiv, hier ist was ist richtig. Mein erster Kontakt mit der Rosa-Luxemburg-Stiftung war eine Frau, die anders dachte und damit anstieß und doch weiter – zeitlich und räumlich - dachte. Das gefiel mir, das sprach mich an, und sie sprach etwas aus, das in mir war: Anne, Du musst da weitermachen, in der Theologie, und in der Wirtschaftskritik, wir müssen was ändern in der Welt.

8 Ich lernte Menschen kennen, die „anders“ dachten. Die sich wechselseitig inspirierten. Die sich in die Haare bekamen, die nicht locker ließen, die Visionen hatten und daran glaubten. Die die politische Diskussion nicht scheuten, die Positionen vertraten, die neu waren, die beanspruchten, sprechen zu „dürfen“, gehört zu werden, ernst genommen zu werden, eine Wahrheit zu haben, die die bereits existierenden Wahrheiten herausforderte. Die den Wechsel nicht nur nicht

scheuten, sondern aus ihm geboren waren, und der ihr Wesen war. Es gab eine linke Partei in Deutschland, es entstand eine linke Stiftung. Die politischen Überzeugungen waren dem sehr nahe, was meine Anti-Mammon-Gruppe im Wohnzimmer des Schleiermacherhauses diskutierte, was die Bibel-Exegese „von unten“ ergab, was in Lateinamerika von den Sozialen Bewegungen gefordert wurde, und was sich tief in mir innen bewegte, wenn ich nachts in der Obdachlosenbetreuung den arbeitslosen Männern zuhörte und die Briefe eines Freundes aus Kolumbien las, der von den Menschenrechtsgruppen erzählte und von den Frauen, die für ihre toten Söhne die Auseinandersetzung mit Militär und Regierung eingehen. Keine politischen Gruppierungen in Deutschland fand ich so ehrlich wie diese neuen.

Meine Neugier, mein Wunsch, da zu wachsen, waren stärker als die Unsicherheit, die sich noch aus meiner Herkunft (Pastorenhaus in Nordwestdeutschland), meiner Geschichte (von kirchlich-konservativ über sozialdemokratisch in ein persönlich-politisch-unerschlossenes Neuland) und meinen anderen Zweifel nährte. Ich war entschlossen, einen neuen Weg zu gehen. Ich erinnerte: Gott ist da, wo Menschen gerecht zu- und miteinander sind. Und ich merkte, dass „gerecht handeln“ in meinem Fall heißen musste: Denken ändern. Das eigene, und Andere dazu einladen, und dadurch in die Gesellschaft wirken. Raus aus dem „individuellen, profitorientierten, wettbewerbsgeprägten“ und prägenden und gerne theologisch abgesicherten Denken – das ich selber sehr gut kannte - und rein in ein „neues“. Solidarischer, menschlicher. Und was sonst? Und wie sollte das gehen? Das wollte ich herausfinden und zu praktizieren lernen. Wo? Beim „besten Denker“, den ich kannte, und der zum Glück – im Gegensatz zu so vielen interessanten historischen Figuren – noch am Leben war.

Ich schlug Franz Hinkelammert in Costa Rica vor, eine Doktorarbeit zu „seinem Denken“ zu schreiben, und das wurde akzeptiert. Was er „Subjekt“ nannte, das roch mir nach einem Menschenbild, das mit denen brach, die gängig waren in der politischen nationalen und internationalen Debatte. Einem Menschenbild, das „sich bewusst“ ist, dass der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist und physisch-psychische Bedürfnisse hat (anders als die Wirtschaftstheorien glauben machen und viele anorektische Frauen in ihrem Selbst-Abbild spiegeln und „die dritte Welt“ in ihren Menschen lebt). Das nicht statisch ist, sondern die „Substantivierung“ einer *Aktivität* des Menschen. Es ging um ein Menschenbild, das vor bzw. am Anfang politischen Widerstands, Wandels und Visionen liegt. Ein BILD, das wie eine „Vision“ ist, von sich selbst, von der Welt. Anders als ein Foto an der Wand oder eine Statue, etwas fertiges. Es geht um den Traum von sich selbst, vom Mensch-Sein und in der Welt. Vom Träumen von sich selbst, den Glauben an sich „wie man sein kann“, der revolutionär ist, wenn ich in einer Situation bin, die mich „de-formieren“ oder auch „in-formieren“ will oder konform machen. Ein Menschenbild, das heißt: wir „bilden“ uns, wir formen uns, wir schaffen uns täglich, mit jedem Gedanken, mit jeder Handlung, und mit unserem Träumen, mit der Vision von uns selbst, mit dem Wissen um „das Andere, das IST, aber hier

nicht sein kann“. DAS stärken, VITAL und nicht nur intellektuell, im Geist UND im Handeln, DAS immer rauskommen lassen, DARUM geht es.

9 Dieses Thema wollte ich ausarbeiten. Meine ersten Versuche dazu waren mühselig und die deutsche theologische Landschaft wenig aufgeschlossen, sich solcher Versuche anzunehmen. Das Glück brachte mich zusammen mit einem Professor in Erlangen, der dafür bekannt war, im wahrsten Sinne außerordentliche, originelle Projekte zu begleiten. Er war neugierig auf die Argumentation aus der Theologie Lateinamerikas, überzeugt davon, dass die Subjekt-Diskussion in Deutschland neuer Anstöße bedürfe und hielt es für durchaus möglich, dass ich in Costa Rica arbeiten könne, am *Departamento Ecuménico de Investigaciones DEI* mit Franz Hinkelammert, meine Arbeit aber – in Deutsch – an seiner Fakultät verteidigen, in Systematischer Theologie/Ethik. Ausgezeichnete akademisch-theologische Unterstützung wurde mir angeboten, die mir in meiner unkonventionellen Arbeit das Gefühl großer Sicherheit verlieh.

Wie aber würde ich mich finanziell absichern können? Ich würde während meiner Dissertation zwar am DEI tätig sein, in Forschung und der Organisation von Seminaren; das DEI aber lebte seinerseits von Projektzuschüssen, die aus Nordamerika und Europa, und da vor allem aus Deutschland, kamen. Die Rosa-Luxemburg-Stiftung war eine davon. Und so entstand die Idee, dass ich mich um ein Stipendium für die Doktorarbeit bei der Luxemburg-Stiftung bewerben könnte. Ganz verschwommen war dazu die Idee, dass die Dissertation und ich in noch unbekannter Weise dazu beitragen könnten, Kontakte zwischen dem DEI und der Stiftung herzustellen, vielleicht dann zu stärken: in Form einer Ideenvermittlung, eines Zur-Kennntnis-Gehens dessen, was gemacht würde, welche Thesen entwickelt würden, Teilnahme an Veranstaltungen in Deutschland/Costa Rica, soweit das möglich war. Das könnte von Nutzen für beide Seiten sein. Zweifel und Fragen an dieses Projekt fehlten nicht; zwei Anläufe brauchte es, bis ich genügend Klarheit über meine Möglichkeiten – und Grenzen - hatte und das Thema so formuliert war, dass die zuständigen Gremien der Rosa-Luxemburg-Stiftung über den Antrag auf ein DoktorandInnen-Stipendium positiv entschieden. Eine gehörige Portion von „Visionsfähigkeit“ wird bei allen Seiten dabei gewesen sein – offen für das, was nicht nur als Dissertation entstehen würde, sondern auch daraus.

10 Drei Jahre hatte ich anfänglich Zeit für die Arbeit, dreieinhalb sind schließlich daraus geworden. Lektüre in Text und Gespräch mit Menschen am DEI waren mein Alltag, und an den Wochenenden der Pinsel – weil mir zunehmend mehr Dinge in meiner Dissertation begegneten, die ich mit Worten nicht mehr zu beschreiben wusste. Das „Menschwerden“, der „Wandel“, das schöne, das in den hoffnungsvollen Augen leuchtet, und die Vision, der Traum. Lateinamerika ist ein Kontinent voll von Visionen. Hier hat der „*realismo mágico*“ seine Wurzeln, die Mythen von Göttern, die die Menschen aus Mais erschaffen und solche, die

die Farbe und Stimme des Menschen damit erklären, dass sie aus dem erotischen Pulsieren einer exotischen Blume entstehen. Während meine Arbeit mit „Argumenten“ und Philosophie ihren Weg in den geschriebenen Text fand, erfreuten sich meine Träume und die der Menschen, die ich kennenlernte, ihres Lebens in Bildern. Die Argumente wurden dichter und genauer, die Bilder größer und farbenfroher. Die Einzeltexte fügten sich zum großen Argument zusammen, die verschiedenen Ideen verschiedener Menschen zu Wandbildern – *Murales*.

Ich verstand, dass „der Mensch als Subjekt“, wie die Befreiungstheologie formulierte, auf den Menschen anspielt, der kreativ ist. Und ich erkannte, dass sich für mich eine Tür öffnete: in die Freiheit des Schaffens hinein. Wenn der Mensch Gott nach seinem Bild schafft – der geizige Mensch hat einen geizigen Gott, der liebende Mensch betet zum liebenden Gott – dann schafft er „alles“ „nach seinem Bild“, aus seiner Seele. Die Farben der Seele fließen ein und schaffen die Farben der Welt. Die Seelenlandschaft prägt auch die politische Landschaft, lässt sie trocknen, aufblühen, sorgt für sie.

Meine Dissertation, in der ich detailliert auseinander nahm, was alles zu einem Menschenbild gehört, wie neoliberale Theorien sich den Menschen so zusammen denken, dass er ihnen ein nützliches Werkzeug ist, wie die Politik und die Gesellschaft daraus entstanden sind, wie sie sind, nahm ihren Wandel. Sie führte mich zu einer großen Stärke, die im Menschen liegt, „vor“ den Entscheidungen, „nach“ dem Impuls, da, wo man das Licht fühlt, da wo der Impuls ist, und da, wo die „richtigen“ Überzeugungen anfangen: für das Leben, und das konkret kontextuell gesehen. Eine Stärke, die nicht zu argumentieren ist, die aber die großen Entscheidungen und Argumente der Menschheit durchzieht. Diejenige die machte, dass die Mauer ohne Blutvergießen fiel, dass Lateinamerika trotz Conquista seine Mythen nicht verloren hat, dass Menschen beim Aufstand in Ägypten Brot und Käse miteinander teilen, dass jemand die Waffen niederlegt, dass Musik klingt, dass Farben leuchten und dass Menschen ein Bild von Morgen malen.

11 Nach Abschluss meiner Doktorarbeit, die ein „Cum Laude“ bekam, bin ich auf Einladung in Costa Rica und am DEI geblieben. Meine Arbeit heute dient in ihrem größten Teil den Träumen der Menschen: gemeinsam in vielen Projekten haben wir eine „Methode“ für „*Murales Comunitarios*“ entwickelt. Wir träumen eine „gerechtere Welt“, heute die „Hoffnung für Morgen“, die „Erinnerung für die Zukunft“. Wir gehen der Analyse einen Schritt voraus und dem Welt-Untergangs-Reden aus der Seite und erschaffen jetzt schon, was erst noch möglich sein soll. In El Salvador entstehen vor Massengräbern Bilder von der Auferstehung der ermordeten Familienmitglieder, und wer das malt, sind die überlebenden Angehörigen. In Kolumbien wachsen die bunten Häuser auf dem Land, in die die Inlandsflüchtlinge wieder zurückkehren möchten – sie selber erinnern sich, und sie lassen ihre Hoffnung nicht los. Der Amazonas-Regenwald, der „nicht mehr brennen“ soll, bekommt einen Vogel mit Gießkanne an seinen rauchverdunkelten

Himmel und ein Mädchen erfindet für das Kontrollboot im Grenzkonflikt zwischen Costa Rica und Nicaragua eine weiße Flagge – es ist „friedlich“, streitet nicht, so wie sie, die Tica ist, aber im Nicaraguensischen Viertel von San José lebt, wo jetzt das Schiff den vorbeigehenden Menschen Dialogbereitschaft signalisiert. Wir malen in konfliktgeschüttelten Zonen in Kolumbien, in marginalisierten Stadtteilen in Costa Rica, mit Glaubensgemeinschaften in Argentinien, in Schulen, die neue pädagogische Projekte wagen in der Dominikanischen Republik.

Mit Hilfe von *Murales Comunitarios* zeigen wir – ein „wir“ aller Menschen, die das Träumen wagen und den Pinsel in die Hand nehmen – politische Visionen, Hoffnungen auf Gerechtigkeit in konkreten Bildern. Wir machen Bildungsarbeit im wahrsten Sinne des Wortes. Als „Vorschläge“ auf öffentlichen Wänden stellen sie sich zur Diskussion in der politischen lokalen Debatte, als „Visionen“ inspirieren sie die Arbeit von Basisgruppen, Gemeinden, Jugendbanden, haben „Multiplikator“-Effekt. Sie sind transkulturell, weil sie ohne Sprache arbeiten, und sprechen deshalb auch Menschen an, die Analphabeten sind. Vor allem aber rühren sie die Dimension im Menschen an, in der Veränderung stattfindet: das Innere, das Subjektive, „die Seele“, das Herz. Muselene Carrillus aus Haiti sagt bei einem unserer Murales: *„Ich bin sicher, dass eine harmonische Welt möglich ist, denn mit verschiedenen Instrumenten gelingt es uns, eine schöne und einzigartige Melodie zu spielen. Wir würden eine neue Welt haben, wenn wir unsere Farben und Unterschiede mischen, um ein gemeinsames Werk zu erhalten. Ein Werk, das nicht einen einzelnen befriedigt, sondern jeden und jede einzelne(n). Diese neue Welt braucht deshalb Menschen, die den Mut haben, im opportunen Moment zu sprechen: dann zerteilen und entzweien wir nicht, sondern ergänzen uns – das ist das Gute. Menschen, die Punkte, Blüten, Blumen wachsen lassen können. Diversität (ist) keine Quelle für Konflikte mehr, sondern Instrument für Veränderung ...“*.

Das Stipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung hat mich auf einem Teil meines Lebensweges begleitet, in dem Farbe und Form angenommen hat, was heute immer wieder neu wird. Was mir dieses Stipendium gegeben hat und das Vertrauen der Menschen, die auf mich setzten, habe ich während der Dissertationszeit nur wenig „spiegeln“, geschweige denn „zurückgeben“ können. Auch hat mein Lebensweg „danach“ nicht in eine kritische Akademie geführt, nicht in eine Kirchengewalt, nicht in ein politisches Amt, und im Moment auch nicht nach Deutschland. Ich mache Basis-Arbeit, im Ausland, mit „dem, was nicht ist, aber sein möge“, mit Träumen und Herzen und Seelen. Dennoch und gerade deshalb hoffe ich und wünsche mir, dass dieser mein weiterer Lebensweg so ist, dass Verantwortliche der Stiftung sagen können: dieses Stipendium war gut investiert. Und, dass er mich so führen wird, dass es Begegnungen geben wird und Möglichkeiten, in oder außerhalb Deutschlands, die Stiftung mit meinen Kenntnissen und Fähigkeiten in ihrer Arbeit zu unterstützen – und alle, die in ihre Nähe gelangen.

Jonathan Böhm

Zwischen den Welten

Für mich ist die Tatsache, Stipendiat der Rosa-Luxemburg-Stiftung zu sein, immer noch etwas seltsam. Dabei bin ich schon im fünften Jahr dabei – allerdings ist dieses das letzte. Ich habe Namenkunde, Lateinische Philologie und Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaften studiert in den Nebenfächern und im Hauptfach evangelische Theologie mit dem Schwerpunkt Kirchengeschichte.

Nicht, dass ich mich mit meiner bunten Fächerkombination nicht wohl fühlte in diesem Haufen kunterbunter Leute aus den verschiedenen linken politischen Richtungen, die sich da in der Stiftung tummeln. Aber wenn ich einem Kommilitonen der Theologie erzähle, dass ich Stipendiat der RLS bin, dann ernte ich ungläubige Blicke oder Erstaunen: Was, die nehmen auch Theologen?

Die Schemata, nach denen diese Reaktionen ablaufen, sind die immer gleichen: Entweder, mein Gegenüber ist „positiv überrascht“ von der Weltoffenheit dieser Stiftung (als ob das nicht möglich wäre), im Anschluss werde ich meistens bedauert, weil das ja zu wenig bekannt sei und ich daher für einen Kommunisten gelte. Oder, was weitaus häufiger vorkommt, ich werde als Quotentheologe gehandelt, als Feigenblatt, um einen pluralistischen Eindruck zu erwecken (als ob eine Stiftung, die den Namen Rosa-Luxemburgs trägt und das, was mit ihm verbunden ist, ernst nimmt, nicht pluralistisch sein könne).

Eine dritte, seltener vorkommende Variante ist die, dass ich bedauert werde, weil der Verweis in meinem Lebenslauf, dass ich Stipendiat der RLS gewesen bin, mir sicher so manche Karrierechance verbauen wird. (Fragt sich nur, welche und wo). All dies höre ich meist von Theologen und anderen unbedarft kirchennahen Menschen.

Eine vierte Variante tritt mir, wenn auch vereinzelt, leider ebenfalls entgegen: Unkenntnis. Ja, ich hatte schon einmal die Gelegenheit klarzustellen, dass Rosa Luxemburg kein schwuler Filmmacher ist, der in Berlin lebt.

In jedem Fall aber gibt es die Tendenz, dass man mich nicht für voll nimmt:

Rosa-Luxemburg-Stiftung als Quasi-Synonym für alte DDR-Kaderintellektuelle (gibt's das?) der Marxismus-Leninismusektion, die ihre abgestandenen Weisheiten in neuem Gewande verkünden wollen und spinnerte Hausbesetzer, die sich um Genderfragen wie das Binnen-I streiten und sich fragen, wo der letzte Neonaufmarsch hätte verhindert werden können, das alles mit dem Ziel für die Ex-SED Nachfolgepartei PDS auch bekannt als Die Linke einen Think Tank zu basteln.

Ich kann von diesen mir oft entgegengebrachten Vorurteilen keinen entkräften. Nicht weil etwas daran wahr wäre, sondern weil Vorurteile und deren Besitzer mehrheitlich nur auf Bestätigung, nicht jedoch auf Widerlegung aus zu sein pflegen. Gern jedoch lege ich mich mit den Inhabern solcher Vorurteile an.

Gleichermaßen begegnet mir aber auch in der Stiftung, bisher jedoch ausschließlich aus der Stipendiatenschaft, Skepsis, was das denn sei, Theologie. Hin und wieder lernte ich Mitstipendiaten kennen, die aufgrund anerzogener oder erarbeiteter Kirchen- und/oder Religionsferne der Meinung waren, Theologie betrieben nur religiöse Eiferer bzw. Glauben sei grundsätzlich gleichzusetzen mit Fundamentalismus. Ich musste ihnen erst einmal Rede und Antwort stehen, wie man eine Wissenschaft betreiben könne, deren Gegenstand, nämlich Gott, gar nicht existiere. Gern erinnere ich mich an hitzige Diskussionen im Rahmen einer Ferienakademie, in denen ich einem Zimmergenossen vergeblich klarzumachen versuchte, das Christ sein und evangelikal sein zwei Paar Schuhe sind. Es hat mich einige Mühe gekostet, ihm die Befreiungstheologie mit ihrem basisdemokratischen und sozialistischen Denken zu erläutern. Wir kamen zu keinem guten Ergebnis, aber ich hätte ihm im Anschluss gern den Dokortitel in Dogmatik verliehen.

Wer jetzt vermutet – oder auch nur sein Vorurteil bestätigt glaubt – die Stipendiaten der RLS seien allesamt atheistische Betonköpfe, der geht fehl.

Es ist vielmehr so, dass ein breites Spektrum an Menschen da ist, mit den unterschiedlichsten Hintergründen (wenn man mal von Antideutschen absieht, die mir hier bisher noch nicht über den Weg liefen und glaube ich auch nicht so gern gesehen sind). Für mich sind allerdings diejenigen, die mir Reibfläche bieten, die interessanteren. Natürlich gibt es in der Stiftung auch eine Arbeitsgruppe, die sich mit dem Kirchentag befasst. Natürlich gibt es hier religiöse Sozialisten. Mit denen verstehe ich mich prima. Aber die eigenen Positionen kann ich am besten überdenken, wenn ich sie mit Andersdenkenden in Frage stelle, auseinanderpflücke und wieder zusammensetze (Ist das nicht auch Dialektik?). Letztendlich ist es das, was die Rosa-Luxemburg-Stiftung für mich ausmacht: einen Raum, für Konfrontationen die befruchtend sind. Und nicht zuletzt macht dieser mich ein klein wenig zum Vermittler zwischen den Welten.

Katja Strobel

Anders denken – anders handeln oder: Von der Notwendigkeit des Glaubens

„Freiheit zum Andersdenken“ steht auf der Tasche, mit der ich seit meiner Mitarbeit im Auswahl-Ausschuss der Rosa-Luxemburg-Stiftung (RLS) als Promotionsstipendiatin des Öfteren unterwegs bin. Manches Mal habe ich mir gedacht, dass dieser Spruch einen wichtigen Punkt trifft im Ringen um eine menschlichere Gesellschaft – die Frage nach Freiräumen, um transformatives Denken und Handeln überhaupt erst zu ermöglichen.

Freiräume zum Andersdenken

Der erste Freiraum zum Andersdenken war für mich die katholische Kirche, und zwar als Ort außerhalb von Familie und Schule, an dem Auseinandersetzungen über Werte wie Solidarität und Gerechtigkeit stattfanden, an dem Fragen über Armut und Umweltzerstörung gestellt wurden und wo erreichbare Vorbilder und gelebte – das heißt, in Konflikten erstrittene – Gemeinschaft für mich wichtig wurden. In meiner fortgesetzten Suche nach einer Praxis, die diese Auseinandersetzungen und Fragen in veränderndes Handeln umsetzt, habe ich mich immer weiter von der Kirche entfernt und es ist einem weiteren Freiraum zu verdanken, dass ich immer noch theologisch arbeite: dem Institut für Theologie und Politik (ITP) in Münster, ein selbstorganisierter Ort, unabhängig von Kirche und Universität, an dem Formen von Befreiungstheologie theoretisch und praktisch erarbeitet werden, durch Forschungs- und Bildungsarbeit und durch die Mitarbeit in sozialen Bewegungen. Dort gibt es schon lange Kontakte zur Rosa-Luxemburg-Stiftung und so lag es nahe, mich dort für eine Förderung meiner Doktorarbeit zu bewerben. Das bedeutete, nach vier Jahren Projektarbeit im Nord-Süd-Austausch zu Globalisierung und Frauen, Armut, Ungleichheit und Migration, mitten in den Vorbereitungen auf die Massenblockaden gegen das G8-Treffen in Heiligendamm, ein theoretisches Projekt anzugehen aus der befreiungstheologischen Perspektive, die ich erst am ITP in ihrer politischen, in aktuelle Verhältnisse eingreifenden Dimension kennengelernt hatte. Ich wollte Erkenntnisse aus feministischer Soziologie und Politikwissenschaft in meine theologischen Fragen nach Solidarität und Gerechtigkeit integrieren, sie dadurch fundierter stellen und Antworten auf die Frage finden, warum es in unserer Zeit so schwer ist, die ‚andere Welt Gottes‘ zu verkünden und daraufhin zu leben. Die RLS war der richtige Ort für Diskussionen und Anregungen zu diesem Thema mit und durch kritische StipendiatInnen. Außerdem ermöglichten mir die drei Jahre ‚Freiheit zum Andersdenken‘ durch die finanzielle Förderung die Realisierung des Promotionsprojektes in konzentrierter Weise und die Weiterarbeit im ITP.

Stiftung als Freiraum – auf welcher Basis?

In den Arbeitszusammenhängen der Stiftung gab es immer wieder die Notwendigkeit, mein Theologin-Sein als Feministin und Linke zu verteidigen. Diese Herausforderung empfand ich oft als unlösbar, teilweise aufgrund meiner eigenen Zweifel, teilweise aber auch wegen manch stereotyper Vorurteile und festgezurrtter Vorstellungen eines untrennbar mit Antiklerikalismus verbundenen Marxismus. Eine Einstellung, die ich teilweise nachvollziehen kann, die aber ein Argumentieren aus einer kirchlich marginalen Perspektive äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich macht. Und dabei hatte ich es doch mit Menschen zu tun, die gesellschaftlich durchaus auch marginale Positionen vertreten! Freiheit zum Andersdenken muss manchmal auch in der ‚Linken‘ erkämpft werden, nicht nur in Bezug auf 'linkschristliche' Positionen. Insgesamt war ich erstaunt und enttäuscht, dass in einer Stiftung, die ich für offen für das – in der BRD nicht gerade opulente – antikapitalistische Spektrum gehalten hatte, oft genug für die Anerkennung feministischen oder bewegungsorientierten Engagements gestritten werden musste. Andererseits gehört dies vielleicht zu den notwendigen Konflikten in einer parteinahen Stiftung und es ist gut, einen Ort zu haben, an dem aus allen Bundesländern Studierende und Promovierende zusammenkommen, die zumindest die Ansicht teilen, dass der Kapitalismus ein zerstörerisches System ist, demgegenüber theoretische und praktische Alternativen entwickelt werden müssen – und zwar aus der gemeinsamen Zielrichtung heraus, die Erde so zu gestalten, dass sie für alle in Würde bewohnbar wird. Auch wenn es über die Wege und Strategien, wie für die Alternativen gekämpft werden soll, sehr unterschiedliche Ansichten gibt, ermöglicht dieser Grundkonsens unterschiedliches Zusammenarbeiten – zum Beispiel in den stipendiatischen Arbeitskreisen – und konstruktive Auseinandersetzungen über gemeinsame Optionen.

Einfluss erkämpfen und Handlungsspielräume erweitern

Eine Perspektive sehe ich für mich darin, weitere Freiräume zum Andersdenken zu eröffnen, um etwas gegen die absurden Verhältnisse zu tun. Konkret angegangen stellt sich dies allerdings oft als umstrittenes und schwierig zu realisierendes Projekt dar: Was sind Freiräume? Wo fängt Sektiererei an? Wo kämpfen wir gegen Windmühlen oder innerhalb von Institutionen, die das Kämpfen eigentlich gar nicht mehr verdient haben? Diese Fragen stellen wir uns im ITP oft, wenn es um Kirche geht – aber auch für die Stiftung sind sie meines Erachtens relevant. Ich nehme bei der RLS manchmal eine Fokussierung auf den Wissenschaftsbetrieb wahr, die das Thema 'Freiräume' nicht differenziert genug im Blick hat. Sicher ist es notwendig, dazu beizutragen, dass linke WissenschaftlerInnen Universitätsstellen 'erobern', als MultiplikatorInnen wirksam werden können und sich für kritische Wissenschaft einsetzen, für die die Luft an den Universitäten immer dünner wird. Aber gerade deswegen ist es notwendig, auch Alternativen wahrzunehmen und zu unterstützen – Basisinitiativen, die Wissen generieren und

tradieren und ein Gegengewicht zu den neoliberalen Think Tanks darstellen, die durch die Finanzierung aus der Wirtschaft ein ganz anderes Schwergewicht haben. Arbeitsverhältnisse an den Universitäten, in allen Fächern zunehmend von Drittmittelförderung abhängig, erlauben zudem immer weniger, kritische Inhalte zu fördern. Auf den wenigen Stellen ist der Arbeitsdruck so hoch, dass es kaum einer gelingt, als organische Intellektuelle gleichzeitig in sozialen Bewegungen aktiv zu sein und zu bleiben – geschweige denn, Widerstand gegen neoliberale Kolonialisierung der Universitäten zu organisieren. Sicherheitsdenken, angebliche Sachzwänge und Angst um gesellschaftliche und familiäre Anerkennung prägen unsere Gesellschaft, und 'Linke' sind davon nicht ausgenommen, sondern in all die Widersprüche verstrickt, die das 'Leben im Falschen' mit sich bringt und die mit existenziellen und produzierten Bedürfnissen und Abhängigkeiten zusammenhängen. Wichtig sind da Freiräume zum Andersdenken, in denen nicht nur inhaltlich unabhängig gearbeitet werden kann, sondern in denen auch existenzielle Fragen gestellt und gemeinschaftlich gelöst werden können.

Von Sachzwängen, subversiven Nischen und der Frage nach dem bewegenden Grund

Politisch-theologisch treibt mich vor allem die Frage um, wie Menschen motiviert werden können, sich für mehr zu engagieren als ihre eigene Karriere, ihre Familie und FreundInnen, ihre 'Hobbies'.

Politische Ansatzpunkte und Notwendigkeiten gibt es viele, ich nenne nur die Bereiche Migrations- und Flüchtlingspolitik bzw. Einwanderungsverhinderungspolitik und Antifaschismus. Aber was verhindert, dass Menschen reflektieren und sich organisieren? Da spielen Freiräume eine große Rolle – aber es muss auch die Möglichkeit geben, diese zu nutzen. So wie Erwerbsarbeit zur Zeit strukturiert ist, ist es unglaublich schwer, Politisierungsräume zu eröffnen. Um es schematisch verkürzt auszudrücken: Entweder mensch hat keine Erwerbsarbeit und ist von existenziellen Fragen okkupiert, oder mensch arbeitet unter großem Druck und hat kaum Luft für anderes. So enden dann auch oft politische Diskussionen in der Stimmung: „Es müsste was passieren, aber wir haben nicht die Kraft dazu, uns stärker zu engagieren.“ Da sind zum Beispiel im Umfeld des ITP ReligionslehrerInnen, die in ihrer subversiven Nische, dem Religionsunterricht, im Kontakt mit einzelnen SchülerInnen, sich durchaus als emanzipatorisch wirksam empfinden, aber dem Schulsystem und seiner aktuellen Durchökonomisierung gegenüber Ohnmacht empfinden angesichts der resignativen Stimmung in den Kollegien.

Es muss Orte geben, an denen versucht wird, Strategien zu entwickeln, um in umkämpften Institutionen wie Universitäten, Schulen oder Kirchen subversiv tätig zu sein. Aber es muss auch Freiräume geben, an denen Visionen entwickelt und tradiert werden können, die den Motor für dieses Subversiv-Sein bilden und es erst möglich machen, sich nicht von Sachzwängen vereinnahmen zu lassen oder auszubrennen. Geschützte Orte, an denen frei gedacht werden kann, an denen

nicht erst darum gerungen werden muss, den gesellschaftlichen Konsens, die Alternativlosigkeit von Marktwirtschaft, Kapitalismus, liberaler Demokratie und globalen Ungleichheiten, in Frage zu stellen.

Eine Inspiration für dieses Anders-Denken radikaler Art finde ich in der Bibel. Um sich das konkret vorstellen zu können, muss man erst einmal realisieren, dass die Bücher geschrieben wurden, als die Kirche noch keine 'Reichskirche' geworden war. Es gab weder Priester noch Altäre, keinen 'Kult'. Die Jesusbewegung war eine jüdische Gruppierung unter vielen, eine marginale Gruppe. Jesu Botschaft ist nur zu verstehen im Kontext der Naherwartung des Endes der Welt, die wir heute auch kaum mehr nachvollziehen können. Das Ende der Zeit sei gekommen, das Reich Gottes bereits im Anbruch – in dieser Stimmung predigte Jesus und bewegte andere auch dazu, als Wanderprediger umherzuziehen, sich von ihrer Arbeit und ihren Familien, ihrem Reichtum loszusagen und die Botschaft der anbrechenden Gottesherrschaft zu verkünden. Alle Notwendigkeiten, Sachzwänge wurden angesichts dieser Situation relativiert. Dabei ging es auch darum, das Gesetz nicht zu instrumentalisieren sondern die realen materiellen Bedürfnisse zu berücksichtigen, gesellschaftlich Geächtete und chronisch Kranke zu integrieren und allen in Sünde Lebenden – das heißt, Menschen, die Reichtum anhäuften und Menschen ausbeuteten – zur Umkehr aufzurufen.

Weil ich darauf angewiesen bin, in meiner Zeit zu denken, wage ich zu behaupten, dass ich dieser Stimmung ein wenig näher gekommen bin, als – wir befanden uns gerade auf dem Weltsozialforum in Dakar – Ende Januar, Anfang Februar diesen Jahres sich die Aufbrüche in Tunesien und Ägypten überraschend Bahn brachen und wir von weitem mitverfolgen konnten, wie Tausende Tag und Nacht auf dem Tahrir-Platz in Kairo ausharrten, in der Überzeugung, dass sich etwas ändern muss, dass sich etwas ändern wird, auch wenn es Opfer kostet. Ich habe mich seitdem verändert: Ich halte es für möglich, dass es einen Moment geben wird, an dem wir hier auf die Straße gehen werden, mit dieser Gewissheit, dass sich etwas ändern wird, mit der Beharrlichkeit, auf der Straße zu bleiben, bis sich etwas ändert. Ich habe eine konkretere Vorstellung von diesem Moment und fange an, seine Realisierung als orientierendes Ziel meiner Arbeit zu begreifen – egal, wie weit weg sie realistisch gesehen noch ist. Unser Handeln wird dann mehr sein als symbolische oder temporäre Aktionen wie die Massenblockaden in Heiligendamm, das Schottern in Gorleben oder die Blockaden des Nazi-Aufmarsches in Dresden, die zur Zeit die notwendigen Kristallisationspunkte darstellen. Aktionen, die Zuversicht vermitteln, dass es viele Menschen gibt, die der Überzeugung sind, dass sie es nicht mehr den vermeintlichen ExpertInnen überlassen können, etwas zu bewegen. Aber wir wissen dennoch von Anfang an, dass irgendwann der Gipfel zu Ende, der Transport durchgesetzt, die Blockade geräumt sein wird, dass es dann heißt, zurückzugehen in den Alltag, weiterzumachen in den politischen Kämpfen, zwar gestärkt durch die Solidarität und Gemeinschaft, die für einige Tage Realität war. Aber die Zuversicht, der Glaube, dass sich wirklich etwas dauerhaft ändert, und nichts mehr so sein wird wie zuvor, war für

mich bisher nicht zu spüren. Dieser war eine Kraft der Jesusbewegung, die erinnerungswürdig ist, die zu aktualisieren und zu beleben sich lohnt.

Religionskritik und Glauben an Veränderung

Auch von Linken werden in den letzten Jahren Fragen nach 'Glauben' vermehrt gestellt. Es ist nicht die Frage von TheologInnen und 'Religiösen'; sondern die Frage von allen, die etwas verändern, die angebliche Plausibilitäten und Alternativlosigkeiten in Frage stellen wollen. Dabei geht es nicht um Religion, sondern um Glaubensfragen, und damit um Religionskritik. Die oft auch von Linken eingenommene Position, nach der Religion, wenn überhaupt, dann 'Privatsache' sein soll, greift viel zu kurz. Sie unterschätzt die 'religiösen' Bedürfnisse der Menschen und die Religion des Kapitalismus, die diese Bedürfnisse vereinnahmt. Werbung, Gestaltung von Shopping-Malls und Banken weisen auf Versprechen hin, die weit über den Gebrauchswert von Waren, Einkaufserlebnissen und Geldanlagen hinausgehen und denen offensichtlich geglaubt wird: Sonst würden nicht massenhaft überteuerte, überflüssige Produkte verkauft, und mit ihnen die Versprechen von Sinn, Gemeinschaft, sexueller Befriedigung, Liebe, Gebraucht-Werden. Glitzerbilder, die unerreichbar aber wirkmächtig die Funktion der Möhre an der Angel des Reiters einnehmen, der der Esel hinterherläuft. Wenn 'wir' – als diejenigen, die wollen, dass sich etwas verändert – es nicht schaffen, diesen Versprechen andere Verheißungen entgegenzusetzen, utopische und gleichzeitig realistische, die nicht verträsten, sondern es ermöglichen, hier und jetzt anders zu leben, dann wird sich nichts ändern. Und die Perspektive kann zur Zeit nur verhalten optimistisch sein – sowohl aus einer linken als auch aus einer christlichen Sichtweise. Selbstkritik ist angebracht und auch Zweifel, ob die Visionen taugen, ob die Gemeinschaften taugen, die wir versuchen aufzubauen. Es gilt, Aufbrüche zu sehen, zu fördern, zu organisieren, ohne uns gegenseitig mit den Konsequenzen allein zulassen – sowohl mit staatlicher Repression, als auch mit existenziellen Entscheidungen.

Glauben, dass sich etwas ändern kann – das ist etwas anderes, als am Zustand der Welt zu leiden, die Notwendigkeit zu fühlen, dass sich etwas ändern muss. Diese Notwendigkeit sehen und begreifen viele, aber Resignation, Hoffnungslosigkeit und 'Schicksalsergebenheit' sind stark. Und mindestens ebenso stark ist der Eskapismus, der es möglich macht, angesichts der eigenen Ohnmacht nicht zu verzweifeln, sondern sich mit Geschichten, Filmen, Spielen aus der Realität zu stehlen und die eigene Befriedigung aus den Erfolgen und dem Scheitern anderer zu ziehen, oder realistischen, erreichbaren Zielen nachzujagen – das nächste Level, den nächsten Urlaub... – ohne Fragen nach der Sinnhaftigkeit des Ganzen zu stellen.

Statt dessen gilt es, Geschichten von Aufbrüchen zu bewahren und zu aktualisieren, die Energie geben für ein Tätigsein, das über das Bestehende hinaus Horizonte öffnet – wie die Aufbrüche um 1968. Die gab es auch in den Kirchen, zum

Beispiel in Form des II. Vatikanischen Konzils und der Befreiungstheologien: Die Klerikerkirche wurde in Frage gestellt, es gab eine Umkehr zur radikalen Reich-Gottes-Botschaft, zum Leben mit den Marginalisierten und zum Widerstand gegen Gewalt und Kolonialismus. Auch in Europa lebten und leben etwa die Arbeiterpriester und Laienbewegungen diese Nachfolge. Sie wurden bekämpft und sind zur Zeit marginal, aber, wie uns Tunesien und Ägypten gezeigt haben, gilt es, beharrlich zu sein, die Zeichen der Zeit zu erkennen, Brüche, Widersprüche und Gelegenheiten zu nutzen, ohne über den Ausgang Bescheid zu wissen.

Die RLS ist für mich ein Ort, an dem ich Menschen gefunden habe, mit denen ich über diese Fragen nachdenken kann. Viele weitere Orte der Freiheit zum Andersdenken sind notwendig – um anders handeln zu können, mit vielen zusammen, die, aus welchen Gründen auch immer, sehen, dass sich etwas ändern muss – und die glauben, dass sich etwas ändern kann und wird.

Moritz Darmstadt

Zur RLS kam ich durch eine Fotoausstellung. Wie das?

Im Frühjahr 2009 stellte ich Fotos über Südafrika mit dem Thema „Afrikanische Perspektiven“ in der HMT (Hochschule für Musik und Theater) Rostock aus. Ich hatte eine Zeit lang in Südafrika gelebt und wollte andere Menschen teilhaben lassen an der Schönheit und kulturellen Vielfalt des Landes und gleichzeitig über die Schattenseiten der Regenbogennation berichten. Zudem nutzte ich die Gelegenheit, um über ein lokales Trinkwasserprojekt zu informieren, das ich mit anderen Studierenden 2008 gegründet hatte.

Bei der Vorbereitung wurde mir klar, dass ich die Kosten für solch eine Fotoausstellung nicht alleine übernehmen könnte. Ich stieß auf das Regionalbüro der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Rostock und fand heraus, dass die RLS vielerlei kulturelle und politische Projekte unterstützt und selbst ein Büro in Südafrika hat. Als die RLS mir mitteilte, die Fotoausstellung zu fördern, freute ich mich sehr. In einem Gespräch mit dem Leiter des Regionalbüros erfuhr ich zudem, dass die RLS ein Stipendienprogramm anbietet und sich weltweit für friedlichen Dialog, Entwicklung und Demokratie einsetzt. Da ich mich damit identifizieren konnte und ein großes Interesse vor allem an internationalem Dialog, Bildung in Deutschland und Entwicklungszusammenarbeit habe, bewarb ich mich um ein Stipendium. Ich wurde aufgenommen.

Seitdem ich Stipendiat der RLS bin, kann ich mich noch mehr in hochschulpolitischen Gremien und sozialen Projekten engagieren, da ich durch die finanzielle Förderung auf keinen Nebenjob angewiesen bin. Da ich mit modernen christlichen Werten aufgewachsen bin, wie beispielsweise Toleranz und Respekt für andere Ansichten und das Einstehen für einen friedlichen Umgang mit allen Menschen, ist es mir wichtig, einen demokratischen und sozialen Beitrag in der Gesellschaft in der ich lebe, und auch in einem globalen Zusammenhang zu leisten. Es ist deshalb sehr ermutigend, zu wissen, dass solcherlei Engagement in der RLS anerkannt und unterstützt wird. Auch das Angebot an Seminaren, Kursen und Workshops habe ich schätzen gelernt.

Momentan studiere ich innerhalb der Auslandsförderung für Stipendiaten/innen ein Jahr lang an der Cardiff University in Großbritannien.

Jane Angerjäv

Wo ist mein Platz? Wo ist mein Herz?
Denn wo Dein Schatz ist, da ist Dein Herz

(Matthäus 6,21)

Im Gesprächskreis einer evangelischen Gemeinde...

„Wo arbeitest Du eigentlich?“

„Bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung“

„Ach Du Arme, das ist ja schrecklich...das sind ja Kommunisten...“

Bei einer Veranstaltung der RLS machten Teilnehmende deutlich, dass sie religiöse Empfindung für ein Produkt unverständener Verhältnisse der Menschen zueinander und zur Natur halten, die mit dem Fortschritt der Gesellschaft absterben: wir brauchen keine Religion.

Als Kind habe ich einen russischen Trickfilm gesehen, an den ich jetzt oft denken muss. Im Trickfilm ging es um ein Frühlingsfest für die Tiere auf Erden und für die Vögel im Himmel. Die Erde und der Himmel waren erfüllt von bunten Farben und Lauten. Viel Fröhlichkeit und Ausgelassenheit strahlen die bei dem Feste aus. Und siehe da, eine Fledermaus sitzt in ihrer Höhle und beobachtet dieses fröhliche Treiben. Begeistert eilt sie zum Fest der Tiere. Aber im gleichen Moment erlischt das Jubeln der Tiere. „Hier ist das Fest der Tiere. Du bist aber kein Tier. Du bist ein Vogel. Geh zu deren Fest“, bekommt sie zu hören. Nur ein wenig irritiert fliegt sie zum Himmel - ins Fest der Vögel. Doch ihre Ankunft unterbricht auch hier die Feier und sie wird zur Erde geschickt – zu den Tieren, da sie kein Vogel ist. Die Fledermaus - immer noch voller Hoffnung – landet bei den Tieren und wird prompt wieder zu den Vögeln geschickt. Am Ende sitzt sie allein in ihrer Höhle und redet sich ein, dass sie es sowieso alleine am lustigsten hat - und ihre tröpfelnden Tränen bilden einen kleinen Teich auf dem Höhlenboden.

Ich bin eine Christin und ich bin eine Linke. Zu wem soll ich gehen?

Wenn es aber kein Entweder-oder gibt? Wenn es darauf ankommt, Gemeinsames zu finden, wie z. B. die Überwindung der Grenzen ...

Die Bibel bringt zahlreiche Beispiele zur Überwindung von Grenzen, sei es Geschlecht, Ethnie, Religion oder Herkunft (Joh 4, 5-26; Lk. 17, 11-19; Mt. 15, 21-28; ApG 16, 14-15)⁵. Es ist nicht wichtig, wer Du bist oder was Du gemacht hast. Alle sind gewollt und alle fühlen sich geborgen. „Hier ist Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus“ (Gal. 3, 28). Keiner soll ausgeschlossen werden, keiner allein sein.

Die Linken fordern: Sicherheit und Förderung für jede und jeden statt Zwang und soziale Spaltung; eine Welt, wo es um Solidarität und Gemeinwohl geht und eine Vielfalt der Lebensentwürfe möglich ist. Es geht um Kampf gegen Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und gegen patriarchalische und rassistische Unterdrückung.⁶ Alle werden mitgenommen und alle sind gewollt.

Als linke Christin will und kann ich glauben, dass auf dieser Erde eine andere Welt möglich ist, wo Menschen würdig, friedlich und solidarisch miteinander leben; wo es keine Spaltung nach Geschlecht, Ethnie, Religion, Klasse oder politischer Anschauung gibt. Dafür möchte ich mich zusammen mit den Linken und ChristInnen einsetzen. Die gemeinsame Aufgabe erübrigt auch die Frage: Gehöre ich dazu? Denn alle sind willkommen....

Mein Herz ist „in der ganzen Welt zu Hause, wo es Wolken und Vögel und Menschentränen gibt“(Rosa Luxemburg).

⁵ Lutherische Fassung von 1984

⁶ Programmatische Eckpunkte(http://die-linke.de/partei/dokumente/programm_der_partei_die_linke_programmatische_eckpunkte/) (18.03.2011)

AutorInnen

Jane Angerjäv

ist promovierte Juristin und arbeitet im Studienwerk der RLS als Referentin

Jonathan Böhm

geb. 1983, Studium der Allg. u. Vergl. Literaturwissenschaften, Lateinischen Philologie und ev. Theologie in Prag und Leipzig, ist seit Wintersemester 2006 Stipendiat der RLS

Moritz Darmstadt

studiert seit 2007 Lehramt an Gymnasien in Musik und Englisch an der Hochschule für Musik und Theater Rostock und der Universität Rostock

Daniela

33, religiöse Sozialistin, Studentin der Theologie

Hella Hertzfeldt

ist promovierte Gesellschaftswissenschaftlerin und arbeitet im Studienwerk der RLS als Referentin

Christoph Krasemann

geb. 1990, studiert evangelische Theologie an der Universität Greifswald und ist seit April 2010 Stipendiat der RLS

Anne Stickel

Dr. Anne Stickel, Künstlerin und ev. Theologin, z. Zt. Fachkraft des Evangelischen Entwicklungsdienstes (EED) am Departamento EcuMénico de Investigaciones DEI in San José, Costa Rica

Kontakt: www.pinta.unlugar.com; anne.stickel@gmx.de

Katja Strobel

Dr. Katja Strobel, Mitarbeiterin am Institut für Theologie und Politik (www.itpol.de), promovierte zu Arbeits- und Geschlechterverhältnissen im Neoliberalismus. Sie war Stipendiatin der RLS von 2007 bis 2010 und engagiert sich in sozialen Bewegungen, zur Zeit vor allem internationalistisch und antirassistisch. Kontakt: strobel@itpol.de

FREIHEIT ZUM ANDERSDENKEN

MIT EINEM STIPENDIUM DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG

Die Rosa-Luxemburg-Stiftung vergibt Stipendien an Studierende und Promovierende aller Fachrichtungen, die sich durch hohe fachliche Leistungen sowie ein ausgeprägtes gesellschaftliches oder soziales Engagement im Sinne der Stiftung auszeichnen. Über das Stipendium hinaus bietet die Rosa-Luxemburg-Stiftung den Stipendiatinnen und Stipendiaten ein umfangreiches Förderprogramm, bestehend aus Seminaren, Workshops, Ferienakademien u. a. Großer Wert wird auf die Selbstorganisation der Stipendiatinnen und Stipendiaten gelegt.

Nähere Informationen unter: www.rosalux.de

Lux like Studium
Stipendienprogramm

«LUX LIKE STUDIUM»!

«Lux like Studium» ist das neue Stipendienprogramm der Rosa-Luxemburg-Stiftung, das Schülerinnen, Schülern und Studieninteressierte ohne akademischen Bildungshintergrund¹ auf dem Weg zu einem Studium und durch das Studium unterstützt und begleitet. Schülerinnen und Schüler ohne akademischen Bildungshintergrund haben seltener die Absicht ein Studium zu beginnen und sind im Gegensatz zu denjenigen mit akademischem Hintergrund an Hochschulen unterrepräsentiert. Durch die Fördermöglichkeit bereits ab dem ersten Semester soll der Zugang zu Hochschulen erleichtert werden. Wir organisieren Schulveranstaltungen, führen persönliche Beratungsgespräche, bieten Seminare an und stehen für alle Fragen zur Verfügung.

Mehr Informationen unter: www.rosalux.de/studienwerk/studienstipendium

¹ Der Bildungshintergrund der Menschen wird ausschließlich über den Berufsabschluss der ElterN modelliert (Vgl. HIS 2009). Mit der Bezeichnung ohne akademischen Bildungshintergrund werden demnach diejenigen Personen gemeint, deren ElterN keinen Hochschulabschluss haben.

